

Ohne Hoffnung keine Bildung

Vom Recht des Kindes auf Religion

Lange schien Bildung für die Kinder im Schulalter reserviert zu sein, in vorschulischen Einrichtungen lag der Schwerpunkt mehr auf Betreuung und Erziehung, wobei

jeder weiß, dass diese Begriffe, die ja im Gesetz verankert, weder theoretisch noch praktisch voneinander zu trennen sind. Nicht nur die Einrichtungen, sondern vor allem die Kinder selbst profitieren von der „neu-

en“ Bildungsdebatte. Schwer verständlich bleibt dabei, warum in der Diskussion religiöse Bildung bislang weithin ausgeblendet wird. Dafür gibt es keine guten Gründe. Im Gegenteil: Die kindliche Konstruktion von Welt lässt sich ohne Berücksichtigung der religiösen Dimension gar nicht angemessen begreifen und schon gar nicht in der Praxis der Arbeit mit Kindern aufnehmen.

Fantasie, Vertrauen und Hoffnung als Grundlagen von Bildung

Für das neue Verständnis von Bildung in der Kindheit sind vor allem vier Perspektiven maßgeblich, die bei genauerer Betrachtung immer auch die religiöse Bildung berühren:

- *Wirklichkeit konstruieren und entdecken setzt Vertrauen und Hoffnung voraus.*

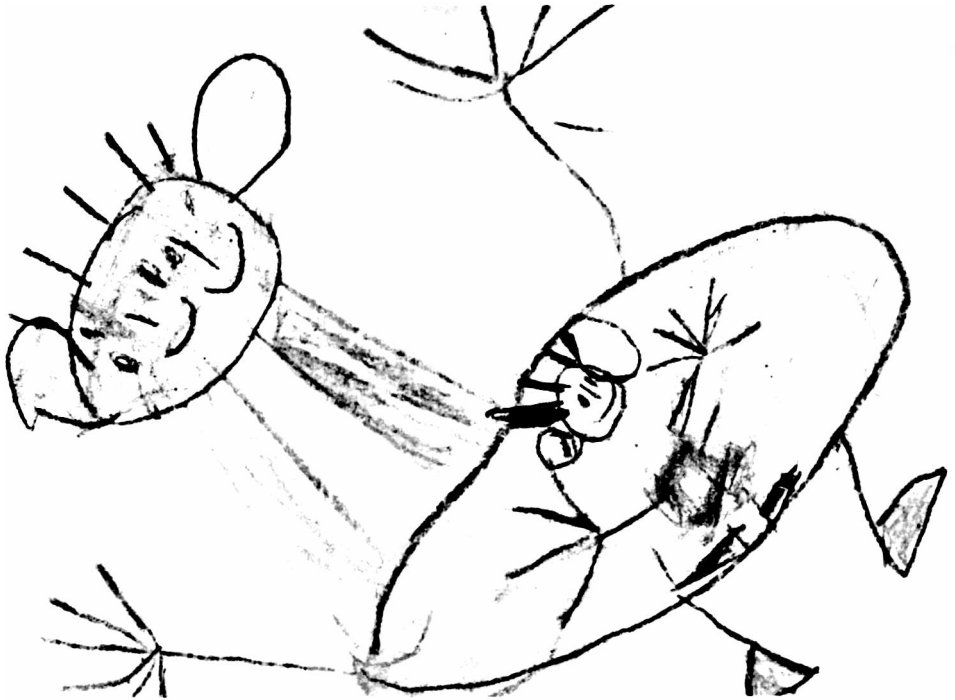
Wenn Kinder sich bilden, indem sie die Welt entdecken und mit ihren Wahrnehmungs- und Verstehensweisen konstruieren, so setzt dies voraus, dass sie sich positiv und neugierig

der Welt zuwenden können. Kinder, die sich ängstlich verkriechen und sich nur in sich selber zurückziehen, werden die Welt nicht entdecken. Nur ein Kind, das Vertrauen in die Menschen und Dinge um sich herum besitzt, kann sich darauf einlassen, ihnen wirklich zu begegnen. Dies ist die bleibende Wahrheit des alten Begriffs von „Grundvertrauen“, wie ihn der Psychoanalytiker *Erik H. Erikson* schon vor Jahren geprägt hat. Erikson hat auch gesehen, dass Vertrauen immer auf Hoffnung beruht, auf der Hoffnung, dass ich anderen und anderem wirklich vertrauen kann und dass die Welt am Ende mir nicht bloß feindlich und trügerisch begegnet. Ob aber die Welt am Ende wirklich gut ist, das ist keine psychologische Frage mehr, sondern eine Frage des Glaubens. So führen die Konstruktion und das Entdecken von Wirklichkeit unversehens vor Fragen einer religiösen Erziehung, die Vertrauen und Hoffnung ins Zentrum stellt und unterstützt.

Bildung, die im Medium der Anerkennung durch andere geschehen soll, verweist letztlich auf die Anerkennung durch Gott.

Dass Kinder auf die Anerkennung und die positive Zuwendung von anderen angewiesen sind, ist bekannt. Das kindliche Ich, das als Akteur die Konstruktion von Wirklichkeit als Bildung tragen soll, kann sich ohne eine solche Anerkennung nicht entwickeln. Vielfach wird dies als ein rein psychologischer Vorgang aufgefasst, was im Alltag auch weithin ausreicht. Bei weiterem Nachdenken über unser Tun als Erzieherinnen und Erzieher stoßen wir aber rasch auf die Frage, wie weit die Macht unserer zwischenmenschlichen Anerkennung eigentlich reicht und wie weit sie reichen darf: Wenn das kindliche

„Eine Mama und
ein Papa bekom-
men ein Baby“
Jessica, 4 Jahre



Ich nur von der Anerkennung der Erwachsenen abhängig wäre, dann wäre es auch das Produkt dieser Erwachsenen, die damit ganz über das kindliche Ich verfügen. Das führt letztlich zu einer Haltung des Machens, die nicht ungefährlich ist. Gegen solche Allmachtsvorstellungen in der Erziehung verweist eine religiöse Bildung im Namen der Freiheit des Kindes auf die Notwendigkeit einer Anerkennung, über die auch die Erziehung nicht einfach verfügen kann. Eine solche Anerkennung kommt in der Sicht des christlichen Glaubens von Gott, auf den sich das Kind auch gegen die Erwachsenen berufen und beziehen kann.

Das kindliche Selbst, das sich durch Fantasie und Selbstentwürfe bilden soll, braucht Geschichten.

Besonders die Arbeiten G. E. Schäfers haben neu bewusst gemacht, dass die Identitätsbildung im Kindesalter in hohem Maße auf die Eigenaktivität des Kindes zurückgeht: das Kind als Konstrukteur seiner eigenen Identität. Das Kind entwickelt Bilder seiner selbst und vor allem Wünsche, Vorstellungen und Entwürfe davon, was es sein möchte. Zu wenig gesehen wird dabei allerdings noch, dass

die Fantasie des Kindes, so wichtig sie tatsächlich ist, dabei nicht ohne Anregung und Material von außen bleiben kann. Geschichten, die dem Kind erzählt werden, geben ihm solche Anregungen an die Hand. Sie sollen das Kind nicht auf eine bestimmte Identität festlegen, sondern sollen es dazu ermutigen und ermuntern, sich mit ihrer Hilfe selber zu entwerfen. Im freien Rollenspiel der Kinder wird unmittelbar deutlich, wie sie mit ganz verschiedenen Identitäten experimentieren („Jetzt wäre ich ein Hund ...“, „Jetzt wäre ich die Mutter ...“, „Und du wärest jetzt tot ...“). Biblische Geschichten, die zugleich Hoffnungsgeschichten sind, bieten sich hier förmlich an.

Resilienz braucht Trost und Hoffnung.

Die ebenfalls neu und wieder entdeckte Bedeutung von Resilienz oder Widerstandskraft von Kindern in belastenden Situationen weist eine besondere Nähe zu Glaube und Hoffnung auf. Lebensbedrohliche Krankheiten, Sterben, Tod und der Verlust von geliebten Menschen stellen die Widerstandskraft der Kinder, ja, ihre Lebenskraft selbst oft auf eine schwere Probe. Häufig führen sie direkt zu religiösen Fragen („Wohin gehen wir nach

dem Tod?“, „Was wird aus mir, wenn du stirbst?“). Auf jeden Fall aber führen sie uns vor Augen, dass die Lebenskräfte und der Lebensmut von Kindern noch andere Grundlagen brauchen als Ich-Stärke und Bewältigungsfähigkeit. Sie brauchen Quellen des Trostes und der Hoffnung, wie sie besonders die religiöse Erziehung zu finden hilft.

Religiöse Bildung neu denken – das Kind als aktives Subjekt ernst nehmen

Wenn in der neuen Diskussion über Bildung in der Kindheit Religion so wenig in den Blick kommt, so ist dies auch auf frühere Formen der religiösen Erziehung zurückzuführen, die den Kindern als aktiven Subjekten und als Konstrukteuren von Wirklichkeit wenig Raum ließen. Lange Zeit war religiöse Erziehung viel zu sehr darauf bedacht, den Kindern einen bestimmten Glauben zu vermitteln, was dann häufig als Festlegung und als Unfreiheit erfahren wurde.

Wenn hier gefordert wird, die grundlegende Bedeutung von Vertrauen und Hoffnung für jede Bildung ernst zu nehmen, so setzt dies deshalb auch eine veränderte Sicht des Kindes in der religiösen Erziehung voraus. Ich selbst spreche hier vom „*Recht des Kindes auf Religion*“, um deutlich zu machen, dass wir religiöse Bildung *vom Kind her* verstehen und gestalten müssen. An erster Stelle können dann nicht die Ansprüche und Erwartungen von Kirche oder anderen religiösen Einrichtungen stehen, auch nicht die Wünsche der Eltern oder die Bedürfnisse der Gesellschaft. Zunächst und vor allem geht es um das Kind und um sein Recht, auch in religiöser Hinsicht diejenige Unterstützung zu finden, die es für seine Selbstwerdung braucht.

Eine Erziehung, die sich am Recht des Kindes auf religiöse Begleitung und Unterstützung orientiert, will das Kind nicht festlegen. Gerade in religiöser Hinsicht ist das Kind kein „Behälter“, der einfach mit Inhalten gefüllt werden könnte. Stattdessen besteht das einzig sinnvolle Ziel – wie schon der Theologe und Pädagoge Friedrich Schleiermacher betont hat – darin, dass Kinder zu eigenem Glauben befähigt werden, zu eigenem Empfinden, Vorstellen und Konstruieren.

Konkretion: Geschichten – „neu“ gelesen

Welche Geschichten erzählen wir Kindern? Und wie erzählen wir sie ihnen? Diese alte Frage stellt sich neu, wenn wir sie im Horizont von Bildung, Vertrauen und Hoffnung buchstabieren und wenn wir prüfen, welche Ermutigung sie für die Kinder enthalten. So lernen wir, Geschichten neu und anders zu lesen – von der (Selbst-)Bildung des Kindes her. Viele biblische Geschichten können in dieser Sicht einen neuen Sinn gewinnen: „Der verlorene Sohn“ (Lk 15, 11–32) – eine Geschichte, die zum Weggehen (und Zurückkommen) ermutigt? „Das verlorene Schaf“ (Lk 15, 1–7) – die Rettung des Kleinen, das zu viel riskiert hat? „Josef“ (1. Mose 37) – die Bewahrung des Träumers vor dem tödlichen Hass der eifersüchtigen Realisten?

Vielleicht kommen dabei sogar Geschichten in den Blick, die den Kindern heute kaum mehr erzählt werden (und an die ich selbst mich aus meiner Kindheit noch lebhaft erinnere). Etwa die Geschichte von Daniel in der Löwengrube (Dan 6), den sein Gottvertrauen auch in höchster Gefahr bewahrt. Oder die Befreiung von Paulus und Silas aus dem Gefängnis (Apg 16, 23 ff.) durch ein Erdbeben, das die Gefängnistüren aufspringen lässt.

Hoffnungsgeschichten sind das allemal. Was wir neu lernen müssen, ist, solche Geschichten so mit den Kindern zu lesen und zu hören, dass sie die Kinder zu eigenen Vorstellungen und (Selbst-)Entwürfen anregen. Im Umgang mit Geschichten unterstützen wir dann Kinder als Konstrukteure von Wirklichkeit – mit Religion.

Zum Weiterlesen:

Friedrich Schweitzer, Das Recht des Kindes auf Religion. Ermutigungen für Eltern und Erzieher, Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh 2000, DM 24,80

Christoph Scheilke/Friedrich Schweitzer (Hg.), Kinder brauchen Hoffnung. Religion im Alltag des Kindergartens, Gütersloh/Lahr 1999

Christoph Scheilke/Friedrich Schweitzer (Hg.), Musst du auch sterben? Kinder begegnen dem Tod, Gütersloher Verlagshaus/Lahr 2000, DM 16,80

Prof. Dr. Friedrich Schweitzer ist Theologe und lehrt am evangelisch-theologischen Seminar der Universität Tübingen.